



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Christian August Lobeck.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Christian August Lobeck.

Mit Recht ist in diesen Blättern kürzlich darauf hingewiesen worden, daß Deutschland niemals so sehr als jetzt Grund hatte, den Blick auf seine Wissenschaft zu richten, mit der wir uns getrost dem Auslande gegenüberstellen dürfen. Es bedarf also wol keiner Rechtfertigung, wenn hier der Versuch gemacht werden soll, die wissenschaftliche Bedeutung eines Mannes darzustellen, der vor der deutschen Wissenschaft Achtung einzulößen geeignet ist wie Wenige, und wer könnte dazu in höherm Grade geeignet sein als Lobeck? Seine schriftstellerische Thätigkeit reicht aber bis an den Anfang dieses Jahrhunderts hinauf, und wurde zum Theil durch die damaligen literarischen und wissenschaftlichen Zustände so unmittelbar bedingt und veranlaßt, daß diese zunächst eine kurze Betrachtung erfordern.

Man erinnert sich, wie mit dem Tode Friedrich des Großen über Deutschland eine neue Dämmerung hereingebrochen war, in der neue Mächte ihr unheimliches Wesen trieben. Ueberall im Gebiete des Geistes sollte die Vernunft entthront, Glaube oder Phantasie an ihre Stelle erhoben werden. Unter den höheren Ständen verbreiteten sich geheime Bündnisse mit weltbeglückenden, aber in erhabenen Nebel gehüllten Zwecken, die ihre Eingeweichten zu blindem Glauben an unbekannte Vorgesetzte verpflichteten. Die christliche Orthodorie nahm eine mystische Färbung an, und mit fanatischer Intoleranz gegen jeden Vernunftglauben ging die liebreichste Duldsamkeit gegen den Papismus Hand in Hand. In Kunst und Literatur wurde die neue Botschaft verkündet, daß das künstlerische Schaffen nur aus gläubiger Entzückung hervorgehen könne, alle Künste sollten in der Religion auf- und untergehen. Von den Einflüssen der neuromantischen Richtung blieb die Wissenschaft nicht unberührt, sollten doch selbst in der Medicin Inspiration und Ahnung die erfahrungsmäßige Untersuchung verdrängen. Zu der sonnenklaren formenbestimmten Welt des hellenischen Alterthums fühlten sich begreiflicher Weise die Apostel und Gläubigen der neuen Lehre nicht hingezogen, und gleichsam um das Griechenthum zu überbieten, oder doch entbehrlich zu machen, wies Friedrich Schlegel auf Indien hin, als das Land, wo die in grauer Urzeit verkündete Offenbarung sich am ungetrübtesten erhalten habe; desgleichen erklärte Schelling,

daß der Idealismus aus Indien abzuleiten sei, und der Chor seiner Jünger stimmte laut ein.

Indien hatten die Eroberungen der Engländer der Wißbegierde des Westens zugänglich gemacht: Warren Hastings selbst hatte die Akademie von Calcutta gestiftet. Ein Mitglied derselben, William Jones, glaubte auf einige ähnlich lautende Namen und verwandte Vorstellungen in den griechischen und indischen Göttersagen die Behauptung gründen zu können: die einst in Griechenland und Italien verehrten Gottheiten seien keine anderen als die indischen, aus Indien nach Europa herübergekommenen. Franz Wilford (Artillerieofficier in englischen Diensten, ein geborner Hannoveraner) führte in derselben vorgefaßten Meinung diese Untersuchungen fort, und erklärte Aegypten für das Land, durch das die Cultur des Ostens dem Westen mitgetheilt sei. In seiner Arglosigkeit war er so unvorsichtig gewesen, den Brahmanen, dessen er sich beim Abschreiben und Excerptiren indischer Handschriften bediente, in alle Details seiner Untersuchungen einzuweißen, bis er nach vollendetem Druck seiner Abhandlungen die Entdeckung machte, daß der Hindu ihn hintergangen, und Alles, was Wilford zu finden wünschte, in die Texte hineingetragen hatte. Mit ehrenwerther Aufrichtigkeit gestand dies Wilford selbst öffentlich (1805). War die wissenschaftliche Bildung dieser beiden Männer eine durchaus dilettantische, so gingen dem dritten Verbreiter der indisch-griechischen Urreligion, dem französischen Obersten Polier vollends alle Kenntnisse ab, und ganz ohne Urtheil compilirte er ein Buch, das eine Verwandte, die Stiftsdame Polier, in dialogische Form brachte (*la mythologie des Indous* 1809). Sie war so begeistert für *la mythologie des Indous*, erzählt J. H. Voss, daß sie zwei Schoßhündchen Schiwa und Wischnu nannte. — Um die absolute Unmöglichkeit dieser Ableitung der griechischen Religion aus Indien zu zeigen, genügt für jeden Unbefangenen die Erinnerung, daß zu Homer's Zeit, als die griechische Religion sich in ihren Hauptformen bereits befestigt hatte, sie Spuren ägyptischen Einflusses noch gar nicht trägt, und daß die Spuren des indischen durchaus jünger sind, als Alexander's Eroberungen in Asien. Dieses große Weltereigniß, das so unermeßliche Wirkungen auf Denk- und Anschauungsweise der folgenden Zeiten übte, gab auch der theologischen Speculation der Griechen zuerst die Richtung nach Osten, und bei ihrer Sucht, in fremden Religionen die eigene wiederzuerkennen, entschlossen sie sich leicht zu der Fiction einer von Osten nach Westen überlieferten Offenbarung.

Aber diese und andere unbequeme Thatsachen konnten denen nicht im Wege stehen, welche die Wahrheit der indisch-griechischen Urreligion als unumstößlich a priori angenommen hatten, und um jeden Preis zu behaupten entschlossen waren. Den von Fr. Schlegel und Schelling gewiesenen Weg betraten ziemlich gleichzeitig Görres und Kreuzer. Görres, der noch 1798 und 99 im extremsten jakobinischen Sinne geschrieben hatte, trat in seiner asiatischen Mythengeschichte

(1810, Kreuzer gewidmet) als begeisterter Kämpfer für Roms Hierarchie auf. Hier wurden auf einer Mythentafel der alten Welt die Wege der Religion von ihrem Ursprung in Indien bis zu ihrem Zielpunkt in Rom mit Linien anschaulich gemacht. Als der eigentlich wissenschaftliche Vertreter dieser Theorie ist von jeher Kreuzer angesehen worden (geb. 1771, seit 1804 Professor in Heidelberg, besonders durch Daub und Jung-Stilling). Auch er hatte aus dem Kreise der Romantiker Anregungen empfangen, in Jena durch persönlichen Umgang mit Novalis, später durch das Schlegel'sche Athenäum; bei vielfacher Zerspaltung seiner Studien war seine philologische Bildung sporadisch und ungründlich geblieben. Die von Osten ausgegangene Religion, so lehrte er, habe den Griechen durch einen höher gebildeten Priesterstand im Gewande des Symbols und der Allegorie überliefert werden müssen, weil zur unmittelbaren Auffassung der erhabenen Wahrheiten der Bildungsgrad des noch rohen Volkes nicht hinreichte; die Aufgabe der Mythologie sei nun, aus dieser Hülle den Kern zu lösen, den tiefen Sinn zu erkennen, der unter jenen Fabeln verborgen sei. Dieses System wurde von ihm in verschiedenen Schriften und endlich in der Symbolik ausgeführt, die (1810—1812) zu vier dicken Bänden anwuchs. Wer sich die oben angedeuteten Zustände des damaligen Deutschlands zurückruft, und bedenkt, wie sehr den höheren Ständen und der Geistlichkeit die Entdeckung erwünscht sein mußte, daß das Volk der Urzeit von Adel und Clerus regiert worden sei; wie schmeichelhaft für die Freimaurerlogen, ihr Ritual in den griechischen Mysterien wiederzufinden; wie wohlthuend für die Frommen, die Parallelstreuung des christlichen und heidnischen Mysticismus: den kann es nicht Wunder nehmen, daß die Symbolik in weiten Kreisen Anklang und Wiederhall, begeisterte Anhänger und Nachfolger fand. In der That war ihr Erfolg ungeheuer; sie erlebte trotz ihres Umfangs die zweite Auflage, und ihr Verfasser wurde von der theologischen Facultät zu Heidelberg zum Doctor creirt. Von den zahlreichen symbolischen Schriften, die damals die Messen überschwemmten, genügt es, hier Schellings Geheimnisse von Samothrake (1815) zu nennen: wie alle übrigen Bücher gleichen Schlages ein Gewebe von nebelhaften Träumereien, die vor den Strahlen der Kritik in Nichts zerfließen.

In dem allgemeinen Jubel war nur eine dissonirende Stimme laut geworden, die eines anonymen Recensenten in der Jenaer Allgemeinen Literaturzeitung, der in drei Jahren hinter einander jeden neu erscheinenden Band von Kreuzers symbolischen Schriften mit einer sehr unwillkommenen Ausführlichkeit beleuchtete. Mit der vollen Ruhe einer unendlichen Ueberlegenheit, die nur mehr und mehr in den Ton der Fronte fiel, als der Zurechtgewiesene unverbesserlich „seine Nebelpfade fortwanderte“, ward hier erinnert, daß es ja größtentheils uralter Abergwitz sei, was hier als neue Lehre aufgetischt werde; denn schon im Alterthume hatte frommer Unverstand geglaubt, Homer und seines Gleichen, die Göttern menschliche

Schwachheiten beilegte, vor dem Vorwurf der Gottlosigkeit durch allegorische Erklärung retten zu müssen. Es ward nachgewiesen, daß der auf historisch-kritische Forschung vornehm herabsehende Symboliker sinnlos und gewissenlos Zufälliges und Allgemeines, Neues und Altes, Griechisches und Nichtgriechisches durch einander mengte, um dieses trübe Gemisch für den Urquell der griechischen Religion ausgeben zu können; daß sein System ein Gewebe von Trugschlüssen, seine Gelehrsamkeit erborgt, seine Kenntniß des Griechischen schülerhaft sei. Für den Verfasser dieser Recensionen ward J. H. Voß gehalten, der schon 1794 mit einem Meisterwerk (Den mythologischen Briefen) gegen die aus Heyne's Schule hervorgegangene Mythenerklärung als siegreicher Gegner aufgetreten war, und den Abend seines rastlos arbeitvollen Lebens in ehrenvoller, nicht unthätiger Muße in Heidelberg selbst verlebte. Die Verbreitung des Gerüchts veranlaßte endlich 1818 seinen Sohn Heinrich, der als Professor in Heidelberg Creuzers Colleague war, den Recensenten öffentlich zur Nennung seines Namens aufzufordern, und — Lobeck nannte sich. Wie Voß sich dann später selbst zur Beurtheilung der Symbolik entschloß (in der Jen. Allg. Literaturzeitung 1821), wie seine Kritiken allmählich zu den zwei Bänden der Antisymbolik heranwuchsen, eines Werkes, das ihn eben so sehr als Mann wie als Gelehrten hochstellt; wie der Streit persönlich wurde, wie man hin und wieder mit Leidenschaft Partei nahm: das gehört nicht hieher, vielmehr wende ich mich jetzt zu dem Mann, der zuerst den bekehrungseifrigen Herolden der Symbolik Einhalt zugerufen hatte.

Christian August Lobeck, geb. 1781 zu Raumburg, hatte auf den Universitäten zu Wittenberg und Leipzig seine Bildung empfangen; an der letztern war er Zuhörer Gottfried Hermanns (des um neun Jahre ältern) und eines der ersten Mitglieder von dessen berühmter griechischer (vor 1805 philologischer) Gesellschaft; zwischen beiden bildete sich ein auf gegenseitige Hochachtung und Liebe gegründetes Verhältniß, das in gleichmüthiger Herzlichkeit bis zu Hermann's Tode (1818) währte. Nach Vollendung seiner Studien fand Lobeck zuerst eine Anstellung am Gymnasium zu Wittenberg, 1811 wurde er Professor der alten Literatur an der Universität daselbst. Erst 1809 hatte er sein erstes großes Werk veröffentlicht, die berühmte Ausgabe des Sophokleischen Ajax, in einem Alter also, wo mancher philologische Schriftsteller bereits selbstzufrieden auf eine bündereiche Vergangenheit zurücksieht. Im nächsten Jahre veranlaßte ihn die systematische Propaganda eines schädlichen Irrglaubens zu jenem namenlosen Warnungsrufe. Die Recensionen gegen Creuzer zeigen ihn auch auf diesem, von seinen bisher bekannt gemachten Studien weitabliegenden Gebiete als einen Meister, der von den Wenigsten Belehrung empfangen konnte; doch vergingen beinahe noch zwanzig Jahre bis zum Erscheinen des Werkes, in dem die hier berührten Fragen erschöpfende Beantwortung fanden. Deun er bildete Jahre lang an seinen Schöpfungen, und konnte sich nimmer genug thun, und nicht Ruhmsucht, nicht

das Bewußtsein eigener Ueberlegenheit vermochten ihn, sie aus der stillen Werkstatt zu entlassen, bis sie dem eignen unerbittlich prüfenden Blick vollendet erschienen. In einer seiner spätern Vorreden hat er scherzend gesagt, daß ihm Alle, die vor ihrem Tode Bücher herausgäben, zu sehr zu eilen schienen. Darum, trotz einer riesigen Arbeitskraft, trotz einer Concentration auf den Gegenstand der Forschung, die ihres Gleichen schwerlich finden dürfte, schienen sich Lobeck's Productionen langsamer zu vollenden; sie schienen es in der That nur gegenüber der heutigen Vielgeschäftigkeit, die ihre Waaren nicht schnell genug auf den Markt bringen zu können vermeint. Dagegen, wer die ganze Reihe seiner Werke überblickt und ihren Inhalt ermißt, kann nicht genug staunen, daß das Leben eines Einzigen hingereicht hat, dies Alles zu vollenden.

Im Jahre 1814 wurde die durch Ersurds Tod erledigte Professur der alten Sprachen in Königsberg Lobeck übertragen, und diese Stellung hat er trotz mehrmaliger ehrenvoller Aufforderung nicht verlassen. Während er nun fortfuhr, für das gewaltige Werk, das die Symbolik von Grund aus vernichten sollte, das ganze Alterthum zu durchforschen, entstand als „Nebenwerk“ die Ausgabe des Phrynichus (1820). Phrynichus, im zweiten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, ist ein sogenannter Atticist, d. h. einer von den Philologen, welche die in Jahrhunderte langer Dienstbarkeit und Vermischung mit fremden Idiomen entartete griechische Sprache durch strengen Anschluß an die Musterschriftsteller der attischen Blüthezeit ihrer ursprünglichen Reinheit anzunähern strebten. Diese Atticisten waren beiläufig gesagt ein Dorn im Auge der Theologen, welche die wörtliche Inspiration des neuen Testaments behaupteten; denn da die meisten von ihnen getadelten Ausdrücke dort vorkamen, bildeten die frommen Männer sich ein, jene Heiden hätten ihre Bemerkungen in der Absicht gemacht, den heiligen Geist um den Ruf einer guten Gracität zu bringen. Um seinen Phrynichus auf das Umfassendste commentiren, und die Berechtigung aller seiner Ansprüche feststellen zu können, hatte der Herausgeber „die meisten griechischen Schriftsteller sorgfältig, und dieselben zwei, auch drei mal“ gelesen. Die Ausgabe ward als ein Werk von unerhörter Gelehrsamkeit angestaunt; in den angehängten sprachlichen Untersuchungen waren die Anfänge zu der später im weiteren Umfange zu begründenden Lehre von der Wortbildung niedergelegt.

Endlich 1829 erschien das Werk einer zwanzigjährigen unablässigen Arbeit, bewundernswürdig auch wenn es das eines ganzen Lebens gewesen wäre: Aglaophamus oder drei Bücher über die Ursachen der mystischen Theologie der Griechen*). Die Symboliker, die die Spuren ihrer Lehre trotz aller Deutungen und Verdrehungen in der griechischen Literatur nicht einmal zu ihrer eigenen Zufrieden-

*) Aglaophamus nennt die Sage den Lehrer des Pythagoras in der Mystik; Pythagoras aber wurde im Alterthum als der Chorag des Mysticismus angesehen.

heit nachweisen konnten, hatten zu den Mysterien ihre Zuflucht genommen; in diesen heiligen Conventikeln sei von dem erleuchteten Priesterstande die reine Lehre den Eingeweihten mitgetheilt worden — aber natürlich unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Die Erforschung der Mysterien hat daher Lobeck dem Aглаophamus zu Grunde gelegt; die drei Bücher sind nach den berühmtesten, den Eleusinischen, Orphischen und Samothratischen benannt. Das Resultat ist, daß der Cultus auch hier wie bei den Griechen überall ein rein ceremonieller war, und daß die Entzückungen der Eingeweihten durch ganz äußerliche auf die Sinne berechnete Mittel, keineswegs durch höhere Belehrungen bewirkt wurden. Und so wird im Aглаophamus die Mystik überall hin verfolgt, aus allen ihren Schlupfwinkeln herausgetrieben, Zoll für Zoll ihr der Boden entzogen, auf dem sie fußen zu können meinte, und diese schnell zu schwindelnder Höhe erwachsenen Gebäude stürzen in wüste Trümmer. Der Hauptinhalt des Buches ist also ein negativer, wenn auch gelegentlich und im Vorbeigehn auf dem langen Wege unzählige Fragen beantwortet, Verworrenes entwirrt, Räthsel gelöst werden, so daß dieser überall ausgestreute Reichthum genügt, um eine gute Anzahl von Büchern mit positivem Inhalt auszustatten. Die Waffe des Wizes handhabt Lobeck nicht minder leicht und sicher; unter Anderen hat er die Symboliker, die auch in den Formen der griechischen Opferkuchen tiefe Bedeutungen entdeckten, unübertrefflich in der „heiligen Kuchenlehre“ parodirt. Die Missionaire aus Indien hätten die Griechen, die sie als uncivilisirte rohressende Barbaren vorfanden, zunächst von ihren thierischen Mahlzeiten zu einer gebildeten Kost zu führen gesucht, und sie deshalb systematisch in der Kochkunst unterrichten zu müssen geglaubt. Damit nun dieser Unterricht in den rohen Gemüthern leichter Wurzel schläge, hätten sie angeordnet, daß reine und erlaubte Speisen und deren Bereiter heilig gehalten und angebetet werden sollten, und überall Küchen und Herde eingerichtet; die ganze griechische Religion ist also nur ein symbolisirtes System der Kochkunst, die Götternamen bedeuten entweder Köche oder Gerichte oder Küchengeräthe; zur Erhaltung und Verbreitung der höhern Gastronomie waren die Mysterien bestimmt. Dieser Scherz ist mit ernsthafter Miene ausgeführt, und mit scharfsinnigen Combinationen und Citaten ausgestattet, die mindestens eben so beweisend und bei weitem gelehrter sind, als die Symboliker sie für ihre Hauptsätze aufzubringen vermochten.

Mehr als zwanzig Jahre sind seit dem Erscheinen des Aглаophamus verflossen, und welchen Einfluß hat er auf die wissenschaftliche Behandlung der griechischen Religion und Theologie geübt? Hat er die symbolische Erklärung vernichtet, hat er überall hin die Ueberzeugung verbreitet, daß die griechische Religion weder in Aegypten, noch in Indien entsprungen ist, sondern in Griechenland selbst, hat man allgemein eingesehen, daß in den Mysterien keine monotheistischen Predigten gehalten wurden? Nichts weniger. Die Anhänger der Urreligion des

Ostens, die Anfangs stumm und scheu geworden waren, werden wieder laut, und die symbolische Erklärung wuchert üppiger denn je. Der Eine sieht in der griechischen Religion einen symbolischen Ausdruck eines Systems der Lichterscheinungen, der Andere der durch Wasser bewirkten Erdrevolutionen; man entdeckt die Lehre vom Magnetismus, Elektrizität und was nicht noch Alles in den Göttersagen; ja, vor wenigen Jahren ist an den äußersten Grenzen der Civilisation (in Kasan) ein Buch erschienen, worin bewiesen wird, daß alle griechischen Götter den Mond bedeuten oder etwas Aehnliches — und dieses Buch ist Lobeck in gutem Ernste gewidmet! Aber solche Erscheinungen werden Niemanden bestunden, der die unzerstörbare Lebenskraft des Absurden kennt, das, in einer Form vernichtet, sich in zehn neuen wieder herstellt; Niemanden, der weiß, wie wenig die Masse fähig ist, den Irrthum von der Wahrheit zu unterscheiden, wenn er sich nur in einem Gewande darstellt, das den Modegeschmack befriedigt. Der urtheilslose oberflächliche Dilettantismus, die gewissenlose und schamlose Charlatanerie werden immer auf der Seite der Symbolik stehen, die gemüthliche Bornirtheit wird nie begreifen, warum man nicht beiden Parteien zugleich angehören könne; aber die ernste Forschung, die allein den Namen der echten Wissenschaft verdient, wird nie aufhören, die von Lobeck vertretene Sache zu verfechten, und die von ihm erkannte und festgestellte Wahrheit wird immer ihr Leitstern bleiben.

Seit der Vollendung dieses Riesenwerkes hat Lobeck sich ganz ausschließlich auf das Gebiet der Sprachforschung gewandt, dem schon sein Ajax und Phryni-chus angehören. Hatte er bisher mit unwiderstehlicher Gewalt vernichtend und zerstörend gewirkt, so entwickelte er von nun an auf einem bis dahin völlig wüsten Felde der Sprachforschung eine nicht minder große schöpferische Kraft. Das Studium des Griechischen, das im achtzehnten Jahrhundert besonders in Deutschland von dem Lateinischen in den Hintergrund gedrängt worden war, nahm seit dem Ende desselben durch J. A. Wolf und G. Hermann einen neuen Aufschwung; aber von ihnen sowol, als von den großen Hellenisten Englands und Hollands, wurde die Sprache durchaus als Mittel zur Wiederherstellung und zum Verständniß der schriftlichen Denkmäler, die Grammatik als Dienerin der Kritik betrachtet und behandelt. Von dieser Dienstbarkeit hat Lobeck die Sprache emancipirt, ihre Erforschung zu einer selbstständigen Wissenschaft erhoben, indem er ihre Bildungsgesetze zum Gegenstande der Untersuchung machte. Der Prachtbau der griechischen Sprache, wol der schönsten und reichsten, die je auf Erden gesprochen worden, liegt in unabsehbaren chaotischen Trümmern vor uns: schon der bloße Anblick verwirrt, die Durchmessung des ungeheuren Gebiets scheint allein ein Menschenleben zu fordern. Vielleicht hat seit ihrem Untergange nie ein Gelehrter eine zugleich so umfassende als tiefeindringende Kenntniß ihrer schriftlichen Denkmäler von Homer bis auf den letzten Byzantiner besessen, als Lobeck. Darum durfte er vor Allen es wagen, den geheimen Gesetzen nachzuforschen, die bei Er-

schaffung der Sprache die große Meisterin des Werks, die Natur, befolgt hat: eine Aufgabe, vor der die Meisten zurückgeschreckt sein würden, die ihre Unendlichkeit und fast unübersteiglichen Schwierigkeiten zu ermessen vermocht hätten. Denn scheint es, als ob die Natur überall die Gesetze ihres Schaffens dem menschlichen Auge habe entziehen wollen, so kann sie dem Naturforscher doch nicht die unendliche sich immer neu erzeugende Fülle der Wesen vorenthalten, ein unvergängliches Object seiner Forschungen, wo sich ewige Gesetze in immer denselben Formen offenbaren. Dagegen wer die Manifestationen des menschlichen Geistes in einer untergegangenen Sprache zu erkennen strebt, hat einen von vorn herein unendlich fragmentirten Stoff vor sich, wo es der ermüdendsten Umwege bedarf, um aus atomisch zersplitterten Bruchstücken auch das geringste Ganze zusammenzusetzen. Keine Wissenschaft dürfte einen höhern Muth des Geistes, keine größere Ausdauer und Resignation fordern, keine mehr von der „Hartnäckigkeit, die einen zurückgelegten Weg auch um einer geringfügigen Frage willen noch einmal zurücklegt“*) — und sicherlich besitzt keiner unter allen lebenden Gelehrten diese Eigenschaften in höherem Grade als Lobeck. Auch hat sich außer ihm Niemand, der den Namen eines wahren Forschers verdient, auf dieses in Dunkel gehüllte Gebiet gewagt; er allein wandelt hier, gleich dem homerischen Tiresias mit Seherkraft begabt, wo die Anderen als Schatten umhertaumeln. Was in seinen Werken über Sprachbildung zunächst zur Bewunderung zwingt, das sind die riesenhaften Massen des aufgehäuften Stoffs, aber eine höhere Bewunderung fordert der Geist, der diese unübersehbare Fülle zu bewältigen und zu beherrschen, aus unzähligen entstellten Resten die einstige Form der Gestalten zu erkennen vermochte, der die todte Materie mit einem neuen organischen Leben durchdrang. Aber selbst um diesen Untersuchungen nur folgen zu können, ist eine gewisse Reise und Kräftigung nöthig, wie in große Ströme sich nur gewiegte Schwimmer wagen dürfen; denn überall steht man sich von der heranfluthenden Fülle umdrängt und überstürzt, in der man sich ohne unablässig gespannte Aufmerksamkeit verliert. Dies ist aber das Schicksal eines großen Theils von Lobecks Lesern, dessen Werke überhaupt mehr angestaunt als begriffen, und von denen, die sie am wenigsten begreifen, auch bekrittelt werden. Zu den Kurzstichtigen, die sich berufen glauben, Lobeck zu meistern, gehören namentlich einige Jünger der jüngsten Wissenschaft, der Sprachvergleichung, die heute schon lehren, was sie gestern gelernt haben, in dem Glauben, daß eine oberflächliche Kenntniß des Sanskrit hinreicht, um auf Forschungen des Griechischen und Lateinischen vornehm herabzusehen, da diese Untersuchungen doch nur dann Frucht tragen könnten, wenn man sie auf der Basis der Ursprache anstellte. Alle bis jetzt von dieser Seite gemachten Versuche, die classische Sprachforschung zu reformiren, sind wenig geeignet, dieser Theo-

*) Aus einer Vorrede von Lobeck.

rie Achtung zu verschaffen. Lobeck ist es nie in den Sinn gekommen, die große organische Verwandtschaft des Sanskrit und Griechischen in Abrede zu stellen, oder zu bezweifeln, daß die Vergleichung beider Sprachen von großen Folgen für den Fortbau der classischen Philologie sein wird. Aber nicht eher, als bis eine fortgesetzte Untersuchung des Sanskrit gelehrt haben wird, den Zufall vom Gesetze, die äußerliche Aehnlichkeit von der innern Verwandtschaft zu unterscheiden, bis an die Stelle willkürlicher Combinationen, leerer Spielereien und grober Charlatanerien wissenschaftliche Forschung getreten sein wird.*)

Was Lobeck's akademische Thätigkeit betrifft, so bleibt er für Studirende immer eine incommensurable Größe. Er, der als Lehrer dann allein eine seiner würdige Stellung einnehmen könnte, wenn er nur den Unterricht zu ertheilen hätte, den Niemand außer ihm zu ertheilen im Stande ist, hat seine Vorlesungen nach den Zuständen der Universität zu Königsberg modificiren müssen. Die unglückliche Ffoltrung dieser Stadt hat zur Folge, daß die Universität ihre Studenten fast ausschließlich aus Ost- und Westpreußen erhält, die bei der großen Armuth besonders der erstern Provinz fast darauf gewiesen sind, die Wissenschaft als milchende Kuh anzusehen. Die Philologen wollen daher selten etwas mehr, als sich die Qualification zum Gymnasiallehrerexamen erwerben, auf dies eine Ziel pflegen alle Kräfte gerichtet zu sein, und zwar mit einer Concentration, die einer bessern Sache würdig wäre; was dazu nicht führt, wird als brotlose Kunst angesehen. So hat denn Lobeck die Verpflichtung übernehmen müssen, die Fundamentalkenntnisse der philologischen Disciplinen in einem Cyklus von Vorlesungen zu überliefern, der sich in jedem Triennium wiederholt. Auch diesen compendiarischen Vorträgen möchten an Zweckmäßigkeit und Auswahl des Gegebenen wenige gleichkommen; zwei derselben, die Mythologie und die Einleitung in die griechische Grammatik, geben Belehrungen, die man auf keiner andern Universität empfangen und eben so wenig aus Büchern schöpfen kann. Die Erklärungen der Classiker, welche durch eben so geniale als vollendete Uebersetzungen (Arbeiten seiner Mußstunden) vorzüglich geeignet waren, auch einen weitem Kreis in das Verständniß des classischen Alterthums einzuführen, hat Lobeck seit einigen Jahren eingestellt. Im Seminar ist er bemüht (seit einem

*) Hier noch ein Verzeichniß von Lobeck's größeren Werken. Erste Ausgabe des Ajax 1809. Phrynichus 1820. Aglaophamus 1829. Zweite Ausgabe des Ajax 1833. Paralipomena (d. h. Uebersetzene) in der griechischen Grammatik 1837. Prolegomena zu der Pathologie der griechischen Sprache 1843. Rhematikon (Lehre vom Verbum) 1846. Gegenwärtig hat der Druck der Pathologie begonnen, eines Werkes, daß an Umfang nicht viel geringer sein wird, als der Aglaophamus. Pathologie hat Lobeck die von ihm ins Leben gerufenene Wissenschaft nach Analogie der medicinischen benannt, als die Lehre der mannichfachen Affectionen und anomalen Erscheinungen, welche die normalen Zustände der Wörter modificiren. „Denn auch die Wörter haben ihre Affectionen, nicht bloß die Menschen, und zwar solche, die menschlichen ähnlich sind, Uebersülle, Abnahme und mannichfache Veränderungen, zu deren Erkenntniß es einer Diagnose bedarf, so wie zu ihrer Herstellung einer Therapie.“ (Vorrede zu den Prolegomena).

Jahr mit Lehrens gemeinschaftlich) an seinen Schülern die Haupteigenschaften künftiger Philologen zu bilden: scharfe Beobachtung und strenge Untersuchung. Gegenstand des Unterrichts ist hier ausschließlich die Sprache, deren Kenntniß als unentbehrliches Fundament aller Alterthumsstudien nie eifrig genug erstrebt werden kann. Der Unterricht besteht von Seiten des Lehrers in Vorträgen über Sprachbildung und Sprachbau, die Schüler interpretiren unter seiner Leitung alte Classiker und behandeln schriftlich Aufgaben, denen Anfänger gewachsen sind. Dieser von Lobeck im Ganzen seit Jahren befolgte Unterrichtsplan entspricht vollkommen der Absicht, angehenden Philologen eine zugleich umfassende und gründliche Kenntniß der Anfangsgründe zu geben, und die Methode wissenschaftlicher Untersuchung für immer zu befestigen. Auch hat es auf deutschen Universitäten immer für eine gute Empfehlung gegolten, sich einen Schüler von Lobeck nennen zu dürfen, und wenn die Lehrer der Ost- und Westpreussischen Gymnasien, die größtentheils aus Lobeck's Schule stammen, von denen anderer Provinzen freilich in wissenschaftlicher Thätigkeit übertroffen werden, so dürften sie ihnen häufig durch Gründlichkeit und systematische Fundamentaltbildung voranstehn, ein Vorzug, den sie ausschließlich Lobeck's Unterricht verdanken.

Wenn es nach allem bisher Gesagten einleuchtet, daß Wenige im Stande sind, Lobeck's wissenschaftliche Bedeutung zu würdigen, so übt dagegen seine Persönlichkeit ihre unwiderstehliche Wirkung auf Jeden, der sich ihm nähern darf. Denn die reinste Humanität, die „nichts Menschliches von sich fremd achtet“, verbindet sich der gewaltigen wissenschaftlichen Größe, um sie nur wohlthuend, ja erhebend wirken zu lassen. Nie besaß ein Gelehrter nachsichtiger Theilnahme für jedes wissenschaftliche Streben selbst des Anfängers, neidlosere Anerkennung fremden Verdienstes, und in dem Verhältniß zu Voß und Hermann hat er gezeigt, daß er der wahre große Mann ist, „der eigenes Lob nicht hören kann: er sucht bescheiden auszuweichen, und thut, als gäb' es seines Gleichen.“ Die Freiheit der Wissenschaft hat er überall, wo es galt, vertreten, und sich nie durch Rücksichten abhalten lassen, die so manchen Gelehrten zum Verräther an der eigenen Sache gemacht haben. Der Geist, der neben der Wissenschaft keine anderen Götter kennt, wird von kleinen Leidenschaften und Interessen nicht bewegt. Wie ganz Lobeck jeden äußern Schein verschmäh't, zeigt schon die prunklose Einfachheit seiner Lebensweise. Fremde Gelehrte, die nach Königsberg kommen und das kleine Haus an der Bibliothek aufsuchen, pflegen nicht wenig verwundert zu sein, wenn man sie auf das Verlangen, dem Herrn Geheimrath gemeldet zu werden, ohne Weiteres in ein Zimmer weist, das, von blauen Rauchwolken durchzogen, vom Boden bis zur Decke fast Nichts enthält als Büchermassen über und durch einander. Erst allmählich erholt man sich von diesem Erstaunen, wenn man von dem berühmten Mann mit herzgewinnender Freundlichkeit auf ein alterthümliches Sopha genöthigt wird, in dessen ausschließlichem Besiz in früheren Jahren ein Kater und

ein Pudel zu fein pfliegen. Leider ist der letztere, der nach der Behauptung der Studenten griechisch verstanden haben soll, bereits zu seinen Vätern versammelt. — Es konnte nicht fehlen, daß der bei aller Unscheinbarkeit seines Außern so ehrwürdige Mann, den man an öffentlichen Vergnügungsortern und Spaziergängen häufig sah, und der für Jedermann zugänglich war, allmählich für seine Mitbürger der Gegenstand andächtiger Bewunderung — und zugleich der Kern eines ganzen Sagenkreises wurde. Daß Lobeck der Verfasser des *Aglaophamus* ist, wissen die wenigsten Königsberger, aber das wissen die meisten, daß, als er den Geheimrathstitel erhielt, er vergaß, dieses seiner Frau mitzutheilen, und daß er eine ihm überfendete höhere Klasse des rothen Adlerordens zurückschickte, in der festen Ueberzeugung, er habe sie schon, und die Sendung sei nur durch Irrthum an ihn gelangt. Dies und Aehnliches macht ihn in ihren Augen zu einer märchenhaften Persönlichkeit, und in der That ist die mythenbildende Thätigkeit von Königsberg nicht müßig gewesen, Geschichten zu erfinden, in denen Lobeck irgend eine wunderbare Rolle zugetheilt ist.

Eine unmittelbare Beziehung zum Publicum hat Lobeck in seiner Eigenschaft als akademischer Redner. Bei diesen Acten, womit die Universität die Erhebung Preußens zur Monarchie und den Geburtstag des Königs feiert, war früher lateinisch geredet worden. Lobeck führte die deutsche Sprache ein, und mit unnachahmlicher Gewandtheit und Grazie wußte er seinen Zuhörern jedesmal ein kleines Bild aus dem Alterthume vorzuhalten, das schlagende Richter auf die Situation der Gegenwart warf. Seit Kurzem hat er sich genöthigt gesehen, wieder lateinisch zu reden. Der Deffentlichkeit ist von seinen Reden keine übergeben worden, ausgenommen die 1844 bei der dritten Säcularfeier der Universität vor dem Könige im Dom gehaltene Festrede. Sie ist jedoch wenig bekannt geworden, und so mag denn zum Schlusse dieses Versuches hier ihr zweiter Theil folgen, mit Auslassung einiger speciellen Beziehungen.

„Auf der Grenzscheide zweier Jahrhunderte schweift der Blick hinüber in das dunkle Land der Zukunft mit froher und mit trüber Ahnung. Denn auch zur Besorgniß — nicht insbesondere für uns, sondern für die Pflanzschulen höherer Geistesbildung überhaupt, geben die Symptome einer weit herrschenden Zeitstimmung mehrfachen Anlaß. Der Janustempel unsres Welttheils ist längst geschlossen, aber aus der Stille des Friedens werden mißhellige Stimmen laut von einer Grenze Europa's bis zur andern. Es sind dieselben Stimmen, die sich einst gegen die wiederaufblühende Wissenschaft, gegen die freigewordene Kirche erhoben. Die Gumeniden der Glaubenszwietracht, die einer hellern Zeit gewichen waren, steigen von neuem aus ihrem Dunkel empor, es mahnt uns, als vernähmen wir die Fesselhymne des alten Trauerspiels:

Geistverwirrend, herzbethörend,
Seelenfesselnd, sonder Leyer,
Schallt der Hymnos der Erinnyen;

und wir erkennen ihre Führer, die unsichtbaren Häupter der hierarchischen Propaganda, die, zur Unterdrückung der Reformation gestiftet, ihre dämonische Sendung sofort bekräftigte durch die blutige Gegenreformation jener einst zu blühenden Universität, deren Säcularfeier der unsrigen zunächst liegt. Der jetzt mit altem Haffe erneute Kampf zwischen Klerus und Universität ist noch nicht über Deutschlands Grenze gedrungen. Aber auch hier entwickeln sich immer schroffere Gegensätze, und manche Erscheinungen in unsrer Kirche erinnern an die Tendenzen jener alten Orthodoxen, die unter dem Namen der *Adiaphora* Dogmen und Ritus der verlassenen Confession wieder einzuführen versuchten.

Noch mehr berührt uns der Andrang der materiellen Interessen, und die immer lauter werdende Forderung, daß die Wissenschaft, sie, die Erzieherin des Menschengeschlechts, aus ihren Mysterien hervortrete auf den Markt des Welttags, nicht um das Leben zu läutern und zu veredeln, sondern um seinen wechselnden Bedürfnissen und Bequemlichkeiten dienstbar zu werden, und daß sie ihre Lehre fortan ausschließlich auf die Vermehrung der Erwerbsmittel und den Bedarf der Weltmannsbildung berechne und beschränke.

Und mit diesen Antipathien verbindet sich ein drittes gleich mächtiges, gleich feindliches Element. Das ist der Pharisäismus der Wissenschaft, die Heuchelei genialer Erleuchtung, welche den Resultaten ernster Forschung das Gaukelwerk spielender Combinationen entgegenstellt, und statt des wissenschaftlich Erkennbaren die ewigen Räthsel der Natur, die verblichenen Hieroglyphen der Vorwelt, die Tiefen des Geistesreichs zu ergründen strebt. Doch mitten unter diesen Vorzeichen annahender Geistesverdunkelung tröstet und erhebt uns der Glaube an die höhere Bestimmung unsres Geschlechts, an die Kraft der Wahrheit.

Und nun erheben wir freudig und hoffnungsvoll unsren Blick zu dem Morgenrothe des neuen Jahrhunderts empor, und geloben uns, nach unsren Kräften fortzuwirken in dem Geiste der wahren, freien, lebendigen Wissenschaft, auf daß, wenn einst ein späteres Geschlecht sich zur Feier des vierten Säcularfestes in dem neuen Albertinum versammelt, nicht bloß der Name des hohen Erbauers gepriesen, sondern auch des Eifers gedacht werde, mit welcher wir die königliche Gnade zu ehren wußten. Vielleicht, daß auch dieses neue Propyläon der akademischen Akropole sein drittes Jubelfahr erreicht, und daß dann der Genius der Reformation sein Panter in weiteren Kreisen über reifere Völker siegreich entfaltet hat. Doch wie lange Dauer auch seinem Altar hier beschieden sein mag,

„Einst wird kommen der Tag, wo die heilige Fluth sinket“

sei es durch die Allgewalt des Schicksals, welches die irdischen Formen des Geisteslebens ewig wandelt und wechselt, oder weil die Stunde naht, in welcher die Scheidewand zwischen Schule und Leben fällt, wo alle Lehrvereine wie in einem Accorde aufgehen, in der wahren universitas, in der Einen, unsichtbaren, unvergänglichen Gemeinde aller edlen Geister, denn die Kunst ist lang, aber das Leben ist ewig.“